



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Anders, Fritz (Max Allihn): Herrenmenschen. 19. Schluß

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

andern Morgen in der Kaserne ablieferte. Nach der Riesbacher „Milbe“ verließen wir wieder die Schweiz und fuhren zur landwirtschaftlichen Ausstellung nach Karlsruhe in Baden und dann nach Rastatt, wo wir in Gesellschaft verschiedner anderer Schausteller privat standen. Mutter Ritzmann, die eine große Tierfreundin war, hatte in St. Fiden einen Stamm Hühner gekauft, der unsre Reise in einer Kiste mitmachte, die ihm auch bei Nacht als Aufenthaltsort diente. Sobald wir irgendwo aufbauten, wurde der Hahn und jede Henne mit einem langen Bindfaden unter dem Wagen angebunden, und die Prinzipalin verfehlte nicht, sich so oft wie möglich von dem Wohlbefinden ihrer Lieblinge zu überzeugen. Sie empfahl sie meiner ganz besondern Aufmerksamkeit, und ich mußte von Zeit zu Zeit frisches Heu holen, womit der Boden der Kiste belegt wurde, weil Mutter Ritzmann vermutete, daß die Hühner warm sitzen müßten. Sie erwartete mit Sehnsucht den Tag, wo die Hühner, die inzwischen das legefähige Alter erreicht hatten, ihre Mühe mit frischen Eiern belohnen würden. Eines Morgens sah ich in einer Wirtschaft gekochte Eier, ließ mir eins davon geben und legte es in eine aus Heu gebildete Mulde in der Hühnerkiste. Ich war kaum wieder bei dem Karussell, als die Prinzipalin aus dem Wohnwagen kam und einen Blick in die Kiste warf. Sie fand das Ei, brach in einen wahren Jubel aus, zeigte mir das Ei und meinte, das könne nur die Schede gelegt haben, die gestern schon einmal gegackert hätte. Nachdem ich das angebliche Produkt der Schede genügend bewundert hatte, lief sie damit weiter zu den Nachbarbuden und erntete auch dort ungeheuchelte Bewunderung. Eine Nachbarin, die Frau des Schießbudenbesitzers Kühnel, gab ihr den guten Rat, das Datum auf das Ei zu schreiben, und bemerkte, man mache das am besten mit Röteln. Das leuchtete ihr auch ein, und sie gab mir einen Groschen mit der Weisung, dafür einen Brocken dieses Farbstoffes zu holen. In der Freude ihres Herzens fügte sie noch einen Groschen für mich selbst hinzu, den ich auf das Wohl der Schede vertrinken sollte. Ich kam nach einer Weile mit einem ganzen Block Röteln wieder, der für einige tausend Eier zugelangt hätte. Nun wartete sie von Tag zu Tag darauf, daß ihre Hühner sie mit weitem Eiern beglücken sollten, was aber zu ihrem großen Leidwesen nicht geschah. Als sie nach längerer Zeit einmal beim Kochen war und schnell ein Ei brauchte, entschloß sie sich schweren Herzens, das kostbare Ei zu verbrauchen, holte es aus dem Küchenschrank, wo es die ganze Zeit zu ihrer Augenweide gelegen hatte, schlug es auf und merkte zu ihrem größten Entsetzen, daß es hart gekocht war. Merkwürdigerweise fiel ihr Verdacht sogleich auf mich, aber sie trug mir den Scherz nicht nach.

(Fortsetzung folgt)



## Herrenmenschchen

Roman von Fritz Anders (Mag Allihn)

### 19. Schluß



Die glücklichen Menschen im preußischen Schloßchen hatten sich viel zu erzählen, als daß sie daran gedacht hätten, was draußen vorging. Aber auch in der Glücklichen Hütte regnet es — wenn auch nur tropfenweise — hinein, wenn draußen ein Platzregen vorüberzieht. Ein solcher Tropfen war die alte Lore, die ein höchst fragwürdiges Gesicht zur Tür hereinsteckte.

Erbarm dich! rief Tantchen, was ist denn geschehen?

Lore war so erfüllt von der Neuigkeit, die sie berichten wollte, daß sie kaum zu Worte kam und nur mit Mühe und mit hochgehobnen Händen herausbrachte, der

Teufel habe den Amtshauptmann holen wollen; aber der Amtshauptmann habe den Teufel in den Finger gebissen, und da habe er ihn noch einmal losgelassen. Das sei ganz gewiß, denn die eine Hälfte Groppoffs sei verbrannt, als wenn sie schon in der Hölle gewesen wäre.

Ja, Fräulein Van Teren, sagte Marika, die hinzugetreten war, es ist richtig. Das ganze Dorf ist im Aufstande, und vorm Amte stehn die Menschen in Haufen, und den Amtshauptmann hat diese Nacht der Schlag gerührt.

Das weiß ich längst, sagte Wolf.

Und hast es uns nicht gesagt? fragte Tantchen vorwurfsvoll.

Was geht uns der Kerl an? sagte Wolf mit dem Ausdrucke unverhohlner Verachtung.

Aber Wolf! rief Tantchen.

Und Herr von Bodenpots lachte und sagte zu Frau Mary: Dein Wolf scheint mir, während du nicht da warst, gemüthlich etwas verwildert zu sein.

Nicht verwildert, Alfred, antwortete Mary, aber krank ist er. Er hat es nötig, aus dieser Umgegend fortzukommen.

Die Nachricht, daß Groppoff vom Schlage getroffen sei, machte natürlich tiefen Eindruck, und mancher dachte im stillen an Gottes Gerichte, sprach es aber nicht aus. Und Tantchen wurde unruhig, ging aus und ein, gab den Mägden Aufträge, und es dauerte nicht lange, so trat sie fertig zum Ausgehn und ausgerüstet mit ihrer Krankentasche ins Zimmer. Ich muß einmal hinübergehen und zusehen, wie es dort steht, sagte sie.

Der Doktor reichte dem Tantchen dankbar die Hand und sagte: Tun Sie das, Tantchen, seien Sie ganz Sie selbst.

Tantchen eilte zum Amte und traf da, wo der Weg über den Damm führte, eine Menge neugieriger Menschen, die leise miteinander sprachen. Als sie ankam, machte man ihr bereitwillig und respektvoll Platz. Sie fand den Hausstand Groppoffs in voller Auflösung. Die alte Margarete hatte den Kopf verloren und kochte große Töpfe voll Kamillentee, den niemand bestellt hatte und niemand brauchen konnte. Die Mägde waren, von einer abergläubischen Furcht getrieben, davongelaufen, und Eva stand zitternd und bebend in der Hausflur und wagte es nicht, die Thür zu ihres Vaters Zimmer zu öffnen.

Tantchen trat ein und erschrak. Das Gesicht, das ihr entgegenstarnte, hatte einen furchtbaren Ausdruck. Das Auge blickte starr, und die Mienen drückten großes Entsetzen aus. Aber es war nur die eine, die gelähmte Hälfte des Gesichts, die diesen Ausdruck hatte, und es war offenbar der Ausdruck, den Groppoff in dem Augenblicke gehabt hatte, als er gelähmt worden war. Der Kranke war in einer bejammernswerten Lage. Er war zu halbem Leibe von dem Sofa, auf das man ihn gelegt hatte, hinuntergerutscht und außerstande, sich zu helfen. Er versuchte, zu befehlen, aber er brachte nur lallende und unverständliche Töne heraus. Tantchen schaffte sogleich Ordnung. Sie ließ den Kranken ins Bett bringen und das Bett so stellen, daß die gelähmte Gesichtshälfte der Wand zugekehrt war. Sie sandte einen Boten zum Arzte, sie sorgte dafür, daß dem Kranken, der offenbar halb verschmachtet war, eine Erquickung beigebracht wurde. Ja sie selbst hielt den Böffel in der Hand und fütterte den gestrengen Herrn Amtshauptmann wie ein Kind. Darauf suchte sie Eva auf, um ihr die Pflege ihres Vaters zu übergeben.

Ich kanns nicht, sagte Eva.

Kind, du mußt das können, erwiderte Tantchen, es ist dein Vater.

Mein Vater! sagte Eva mit überquellender Bitterkeit.

Mag dein Vater was auch immer getan haben, Eva, er ist dein Vater. Und du hast die Kindespflicht, ihm zu dienen, solange er lebt.

Eva versuchte es, ihren Pflegedienst anzutreten, aber Tantchen sah, daß es mit einem innern Grauen geschah. So ging es also nicht, und es blieb nichts andres übrig, als sich im Dorfe nach einer Pflegerin umzusehen. Aber wenn man

auch sonst gesprungen war, solange Gropfopf gesund gewesen war und kommandiert hatte, so ließ sich jetzt niemand finden, der für Geld und noch weniger aus gutem Willen die Pflege übernommen hätte. Die einzige, die sich zuletzt überreden ließ, war die Urte Bett, die sich an das Bett des Kranken setzte, ihr ewiges Lied von den Fischern summete und wartete. Die zweiundvierzig Monate waren ja bald um. Und Tantchen übernahm es zu ihren andern Arbeiten und Verpflichtungen, die überdem durch die Anwesenheit der russischen Gäste beträchtlich vermehrt worden waren, wann sie nur konnte, aufs Amt zu gehn und den Platz an Gropfopfs Bett einzunehmen. Ihre Dauergeschichten von Nichte Emma und Julie, und wie sie hießen, konnte sie hier zwar nicht anbringen, aber wenn sie neben dem Bette saß, und ihre Stricknadeln leise erklangen, oder wenn sie ihre Hand auf die Stirn des Kranken legte, so ließ die Spannung nach, und der Kranke versuchte sein bewegliches Auge ihr zuzukehren und Worte zu murmeln, die freilich unverständlich blieben. Welche Wendung! Der Mann, der sich einen Halbgott gedacht hatte, dessen Willen überall als Gesetz hatte gelten wollen, der lag nun hilflos da, ein Gefangner in seinem eignen Leibe, und mußte sich füttern lassen und dankbar sein, wenn ihm einer eine Fliege aus dem Gesicht scheuchte. Und dies alles, weil ein Aderchen die Spannung einer schweren Stunde nicht ausgehalten hatte.

Am demselben Morgen kam im Regierungsdampfer eine Gerichtskommission zur Untersuchung des Todesfalls der Schwiegereltern Kondrots an. Sie bestand aus einem Vertreter der Staatsanwaltschaft, dem Kreisarzte, einem Referendar, einem Gerichtsschreiber und dem Herrn Gendarmen. Die Herren vernahmen beim Frühstück im Kurhause mit Bedauern, daß Gropfopf einen Schlagfluß erlitten habe, und hielten ihm bei einem Glase Sherry eine Art von Leichensermon: Schade! Anständiger Mensch gewesen.

Guten Wein im Keller.

Kapitale Rehböcke.

Famose Tochter.

Ja, sagen Sie mal, was wird aus der?

Baron Bordeaux will sie heiraten.

Donnerwetter! Schade!

Hierauf „befichtigte“ man das Sterbehaus, d. h. man besah mit offiziellen Augen das, was die andern Menschen mit ihren gewöhnlichen Augen auch schon gesehen hatten. Der Kreisarzt machte die vorgeschriebne Sektion und stellte mit Hilfe der Wasserstoffprobe ohne Mühe fest, daß von einer Arsenitvergiftung nicht die Rede sein könne. Dagegen ließ der Zustand des Blutes in den Lungen darauf schließen, daß eine Kohlenoxydgasvergiftung vorliege. Man untersuchte also den Ofen und fand im Ofenrohr eine alte Nachtjacke, in die eine Hand voll Taler eingewickelt war. Wie das Geld und das Bündel in den Ofen gekommen waren, ließ sich leicht erklären, da Zeugen angaben, daß die alten Leute ihr Geld teils im Bette, teils im Ofen zu verstecken pflegten. Sie hatten also wohl an dem verhängnisvollen Tage, an dem sie das letztemal Flinsen gebacken hatten, das Bündel wieder in das Ofenrohr geschoben, ehe das Feuer ganz erloschen war, es hatte sich Kohlenoxydgas gebildet, und daran waren die beiden Alten gestorben. Damit war also die Vermutung eines Verbrechens hinfällig geworden, und der Regierungsdampfer konnte sich zur Rückfahrt rüsten. Zu Gropfopf zu gehn, fanden die Herren keine Veranlassung.

Aber Kondrot, meine Herren! sagte der Schulze.

Lassen Sie den Mann frei, antwortete der Staatsanwalt.

Mit Verlaub, Herr Staatsanwalt, sagte der Schulze, Kondrot ist gestern auf Veranlassung der hohen Obrigkeit wie ein Verbrecher ins Gefängnis geführt worden, heute ist die hohe Obrigkeit ihm eine Ehrenerklärung schuldig.

Das war dem Herrn Staatsanwalt nun zwar nicht gerade willkommen, aber es leuchtete ihm ein, daß hier ein Fehler gut zu machen war, und er sagte ver-

driefßlich: Meinetwegen! ging zum Gefängnis, ließ aufschließen und sagte: Herr Kondrot, Sie sind frei. Wir bedauern, daß Ihnen der Übereifer des Herrn Amtshauptmanns Angelegenheiten berettet hat. Guten Morgen.

Die Herren gingen, und Kondrot kam aus der Tiefe seines Gefängnisses hervor, wie wenn er schon ein Jahrhundert im Fegefeuer geseßen hätte. Der Schulze legte seine Hand auf die Schulter Kondrots und sagte: Singet dem Herrn ein neues Lied, denn er tut Wunder mit seiner Rechten, und, Kondrot, zuletzt muß alles ins Lot kommen.

Ja, Johannes, erwiderte Kondrot, unser Gott ist ein Gott, der Sünden vergibt. Wohl dem, der auf ihn traut. Sela.

Aber er spricht auch zu denen, fuhr der Schulze fort, die wider den Gerechten schrauben: Ihr sollt vom Stuhle geworfen werden und Gras fressen euer Leben lang. Kondrot, die zweiundvierzig Monate sind um, und des Herrn Finger hat den Stolzen berührt, daß er zu Boden gefallen ist wie ein Stück Holz.

\* \* \*

Der Arzt hatte von dem Zustande Groppoffs keine gute Meinung, er sprach von der Lähmung innerer Organe und riet, auf die scheinbare Besserung keine zu große Hoffnung zu setzen. In der That, die Gedanken des Kranken wurden freier, und er vermochte es, mit lallender Stimme zu reden. Und damit kehrte auch etwas von seiner herrischen und ungeduldigen Art zurück. Wenn es nach ihm gegangen wäre, so hätte Tantchen weder bei Tag noch bei Nacht von seiner Seite gehn dürfen, und es ergriff ihn eine wahre Eifersucht, wenn sie nur mit jemand anders redete. Da stand nun Tantchen schon wieder vor der Thür und verhandelte mit jemand. Groppoff klingelte ungeduldig. Wer — ist — da? sagte er lallend und sich auf seine Worte besinnend.

Schwechting ist draußen, antwortete Tantchen freundlich.

Was hat Schwechting hier zu tun, was haben Sie mit Schwechting zu tun? Wollen Sie mich auch verlassen?

Nein, Herr Groppoff.

Schwören Sie mir's.

Schwören — nein; aber ich will es Ihnen versprechen.

Eva, sagte er ein andermal, bist du da?

Ja, Vater.

Eva, es ist anders gekommen, als ich dachte. Ich habe mein Spiel verloren. Ich bin gefallen. Meine Pläne sind zerbrochen. Jetzt trittst du die Herrschaft an. Eva, deine Mutter war eine hohe Dame, zum Herrschen geboren, nun tritt du ihr Erbe an. Wenn du willst, Eva, dann kannst du es.

Vater, antwortete Eva, ich will keine Herrin sein, sondern eine Gehilfin, und wenns sein muß, eine Dienerin. Ich habe gelernt, daß der Eigenwille nicht glücklich macht.

Groppoff wollte sich bewegen und eine heftige Antwort geben, aber Zunge und Glieder duldeten es nicht.

Vater, fuhr Eva fort, du hast dem Doktor Ramborn viel Unrecht getan. Du hast ihm geschadet, wo du nur konntest. Und du hast dir dein Gewehr nehmen lassen, mit dem auf ihn geschossen worden ist. Und mir ist er das Liebste, was ich auf der Welt habe, und ich würde mein Leben für ihn hingeben. Vater, verfühne dich mit ihm. Gib es zu, daß ich ihn dir bringe, und lege unsre Hände ineinander.

Groppoff schwieg.

Ich habe den Menschen geliebt, sagte er, ich habe ihn geliebt; warum mußte er mein Feind werden?

Er ist nie dein Feind gewesen. Er hat nur dasselbe Recht für sich begehrt, das du für dich in Anspruch nimmst.

„Eut, was ihr wollt, sagte Gropppoff grollend. Ich bin ein armer Krüppel. Wenn jetzt ein anderer vor die Front tritt, ich kanns nicht wehren.“

Eva wollte fortfahren zu bitten, aber Tantchen gab ihr einen Wink und riet, mit dieser Zusage vorerst zufrieden zu sein. Denn es war doch ein Jawort, und man konnte darauf hin Verlobungskarten drucken und sich öffentlich sehen lassen.

Diese öffentliche Vorstellung der Verlobten fand auf dringendes Bitten der Rotte Korah eines schönen Vormittags am Badestrande statt. Der Doktor und Eva, Mary und Herr von Bodenpois, die Frau-Staatsrat in einem besonders schönen Staatskleide und ein Publikum von Freunden und Badegästen stellten sich zur verabredeten Stunde ein. Hier hatte die Rotte Korah zwei Ehrenpforten aus Schilf gebaut und hatte sie, unterstützt von Onkel Tjps und Onkel Taps, mit Fahnen und Singsprüchen verziert. Und die ganze Rotte war aufmarschiert, und der kleine Benno stand als Fahnenträger vor der Front und hielt eine Stange in der Hand, an der seine Badehöschen angenagelt waren. Und auf die Rückseite der Höschen waren zwei schöne, rote, flammende Herzen gemalt. Ein eigens zu diesem Feste gedichtetes Lied wurde gesungen, eine Rede gehalten, und ein Hoch ausgebracht. Und dann verlangte das Kriegsvolk stürmisch, daß ein großes Extraverlobungsbad genommen werden sollte.

Aber Mädchen, erwiderte Eva lachend, ich kann doch jetzt als Braut meinem Doktor nicht ins Wasser davonlaufen!

Er kann ja mit baden, riefen die Mädchen.

Fabelhaft, sagte Herr von Kugelchen, ich finde das wirklich äußerst — und wundre mich, daß unjereinem nicht einmal so etwas angeboten wird.

Worauf Pogge sagte: Tott erhalte Sie, aber — möglichst bald.

Nun folgte einer jener im Menschenleben so notwendigen Ständer, wo sich die Beteiligten, in Gruppen geteilt, scheinbar wichtige Dinge mitzuteilen haben. Währenddessen hatten auch die Mitglieder der Rotte Korah heimliche Beschwerden auszutauschen, und der kleine Benno gab den verborgnen Gefühlen Ausdruck, indem er laut sagte: Wo bleibt denn nun die Limonade? Die großen Mädchen wollten ihn beschwichtigen, er aber warf entrüstet seine Fahne weg und rief: Wenn ich gewußt hätte, daß sie so gnietichig sind, dann hätte ich mir meine Badehose nicht verschmiereren lassen.

Der Doktor hatte von dem Intermezzo nichts bemerkt, doch beschäftigte ihn derselbe Gedanke wie die Mitglieder der Rotte Korah. Daß er die Pflicht habe, sich der kleinen Gesellschaft gegenüber, die ihn und seine Eva so gefeiert hatte, zu revanchieren, war ihm klar, und auch dies, daß seine Leistung in Limonade und großen Tellern voll Kuchen bestehen müsse. Es fragte sich nur, wo das Zauberfest gefeiert werden sollte. Auf dem Amte war es wegen der Krankheit Gropppoffs unmöglich, im preußischen Schloßchen ging es auch nicht gut, und die Sache mit einer Abspießung im Kurhause und in Gegenwart des verehrten Publikums abzumachen, war auch kein erfreulicher Gedanke.

Das ist ja ganz einfach, sagte Schwewching, dem der Doktor seine Zweifel mitgeteilt hatte. Sie kommen zu uns nach Mopswende. Wir richten einen Festplatz ein, und die Sache muß glorios werden.

Dies leuchtete allen ein, die ins Geheimnis gezogen wurden, und so erging denn an die Rotte Korah zu deren großer Genugtuung die Einladung, sich am nächsten Sonntag Nachmittag in Mopswende zu Kaffee, Kuchen und Limonade einzufinden.

Die Arbeit der Vorbereitung fiel, wie nicht anders zu erwarten war, auf Tantchen und Schwewching. Tantchen mußte den Kuchen backen, und Schwewching gestaltete, unterstützt von Pogge und Kondrot, den Platz zwischen dem Künstlerheim und Kondrots Hause, auf dem einst die Belagerung stattgefunden, und auf dem sich kürzlich die Trauerversammlung aufgestellt hatte, zum Festplatz um, indem aus Segeln und Stangen Wände gebaut wurden, die von Haus zu Haus reichten und den Platz von der Außenwelt abschlossen. Am Eingange wurden zwei Masten

errichtet und daran Flaggen hochgezogen, auf deren einer das Mopswender Künstlerwappen gemalt war, während die andre einen gekrönten Frosch zeigte. Eine lange Tafel wurde aus Brettern gezimmert, und Stühle wurden aus der ganzen Nachbarschaft zusammengebort.

Als nun Tantchen und die Frau Staatsrat gekommen waren, um die Vorbereitungen zu besichtigen, ging Schwechting unruhig um die Tafel herum und sagte zu Pogge: Pogge, so gehts nicht. Wir haben unsre Flagge hochgezogen, wir müssen als Kolonie Mopswende auch etwas leisten.

So leiste doch was, sagte Pogge.

Wir müssen eine Bowle schmeißen.

Na, dann schmeiß doch eine Bowle.

Ja aber — können wir denn die Damen in unsre Junggesellenburg einladen? Wenn wenigstens deine Alte schon da wäre!

Die war nun freilich nicht da, und Wünsche holten sie auch nicht herbei.

Kaufe, sagte Pogge, was man nicht hat, das borgt man sich. — Damit warf er einen bezeichnenden Blick auf Tantchen.

Gottsdonnerwetter, sagte Schwechting und schob sich verlegen den Hut aufs Ohr. Dann nahm er innerlich einen Anlauf, trat den Hut in der Hand auf Tantchen zu und sagte bittend: Tantchen, wir möchten heute Abend den hohen Herrschaften mit einer Bowle aufwarten und haben keine Hausfrau im Hause. Sie müssen heute Abend bei uns die Dame des Hauses vorstellen.

Tantchen wurde verlegen und erwiderte: Aber Herr Schwechting!

Sie brauchen keine Messer zu putzen, Fräulein Van Teren, sagte Pogge, und keine Gläser zu polieren, das wird alles besorgt.

Aber ich kann doch nicht —

Sie brauchen bloß, fuhr Pogge fort, unsre Einladung mit zu unterzeichnen und am Abend den Platz der Hausfrau einzunehmen — zunächst vorläufig!

Und damit warf er einen Blick auf Schwechting, der den Hut in der Hand mit einem kindlichen Ausdruck im Gesicht da stand und sein Urteil erwartete.

Ah, sagte Frau Staatsrat Wedenbaum, die Herren brauchen — une chaperonne? Ja, meine Liebe, dann müssen Sie das unbedingt übernehmen.

Entweder konsequent oder inkonsequent, fügte Pogge hinzu, nur nicht schwanken.

Wenn Tantchen plausibel gemacht wurde, daß sie etwas müsse, hielt sie es für ihre Pflicht, den Widerspruch aufzugeben. Und so tat sie denn auch hier, und Schwechting reichte ihr den Arm und führte sie vorsichtig, wie wenn sie aus Schaumzucker bestünde, ins Künstlerhaus.

Sogleich setzte sich Pogge hin und zeichnete auf ein großes Blatt Papier in seiner flotten Weise mit Tinte und Feder den Kopf und die Umrahmung zu einem Einladungsbriefe, nämlich die figürliche Darstellung eines Märchens von einer Froschkönigin, die, ihr Badetuch als Mantel tragend, auf ihrem Pferde im Wasser reitet und von einem Prinzen, der ebenfalls zu Pferde sitzt, nach einem Schlosse, das unverkennbare Ähnlichkeit mit dem preußischen Schloßchen hatte, entführt wird. Diesem Paare folgte Anflug treibend die Kotte Korah, und auch Fische und Frösche kamen an die Oberfläche des Wassers und schauten aus, um zu erfahren, was denn los sei. Unten auf dem Blatte war eine stilvolle Bowle abgebildet, die ernst und breit im Bewußtsein ihres gediegenen Inhalts da stand. Dieses Blatt wurde mit dem erforderlichen Text und den drei Unterschriften der Maler sowie Fräulein Van Terens versehen und durch Gilboten an die Einzuladenden, das heißt an Eva, die Bewohner des preußischen Schloßchens und an Herrn von Kugelchen geschickt.

Das Fest verlief glänzend. Man hatte zwei mit Schilf geschmückte Ehrenstühle für das Brautpaar an die Tafel der jungen Gesellschaft gestellt, aber Eva verschmähte es, sich als Königin verehren zu lassen, vielmehr band sie eine weiße Schürze vor, bemächtigte sich einer Kaffeekanne und bediente ihre jungen Gäste mit Grazie. Diese tranken Kaffee und Limonade und aßen Kuchen, bis ganze Stöße

von Kuchen, die für eine Armee berechnet zu sein schienen, verschwunden waren, und bis der kleine Benno an der Grenze der Möglichkeit angekommen war und nur noch stöhnte. Dann wurden am Strande Spiele gespielt, und dann zerstreute sich die junge Gesellschaft und machte den ganzen weitem Umkreis unsicher.

Währenddessen war Herr von Bodenpois in das Künstlerhaus eingetreten, hatte seine Merkwürdigkeiten bewundert, war mit Staffelseiger ins Gespräch gekommen und hatte sich von ihm seine Entwürfe und Bilder zeigen lassen. Herr von Bodenpois war als gebildeter und selbständiger Kusse modernen Ideen zugänglich. Er war auch für moderne Kunst begeistert. Nun entging ihm ja nicht, daß dieser Herr Staffelseiger etwas gar zu modern war, und daß seine Bilder noch sehr der Klärung und Ausreifung bedurften, aber er bemerkte doch, daß in ihnen künstlerische Qualität zu liegen schien. Und so brachte er Staffelseiger den Gedanken nahe, diese Einsamkeit in einem Winkel Vitauens zu verlassen, eine Kunstzentrale, Berlin oder noch besser München aufzusuchen und sich dort an den Werken moderner Meister weiterzubilden. Als er aber an den verlegnen Antworten Staffelseigers erkannte, woran es diesem Künstler fehlte, riß er ein Blatt aus seinem Scheckbuche, beschrieb es und kaufte dem Maler einige seiner Werke für einen ansehnlichen Preis ab.

Da stand nun Staffelseiger mit rotem Gesicht und gesträubtem Haar, seinen Scheck, von dem er freilich nicht recht wußte, was er bedeute, in der Hand, in dem stolzen Gefühl, endlich auch in seinem Werte erkannt und gewürdigt zu sein, und erwog den Plan, diese unwürdige Umgebung so bald wie möglich zu verlassen, der Natur definitiv den Rücken zu kehren und in die höhern Kreise denkender Künstler einzutreten.

Alfred, sagte Frau Mary, die Zeugin des Vorgangs gewesen war, willst du denn diese — Bilder aufhängen?

Bewahre, Schatz, entgegnete Herr von Bodenpois, für Kunstwerke dieser Art habe ich Platz auf meinem Boden.

Mary sah ihren Verlobten mit freudigen Augen an. Sie verstand, wie der Kauf der Bilder gemeint war.

Herr von Kügeln hatte Gesellschaftsanzug angelegt und seine relativ besten Handschuhe angezogen. Er hatte sich niedlich bei der kleinen Gesellschaft gemacht, aber über dem Kuchen und der Limonade nur vorübergehende Beachtung gefunden. Nun trat er in das Künstlerhaus ein. Dort stellte er sich wie in einem Museum vor alle Wände, studierte, was da auf den Borten stand und an den Wänden hing, und fand es äußerst — in der Tat äußerst — ja ganz ungemein —. Und dann fiel er Staffelseiger in die Hände, der an diesem größten Tage seines Lebens, an dem er soviel Bilder auf einmal verkauft hatte, und an dem sich ihm die Pforte des Ruhms zu öffnen schien, jemand haben mußte, dem er seine künstlerischen Ideen auseinandersetzen konnte. Ach, er hatte die niederdrückende Ahnung, daß er damit bei Schwechting und Pogge nicht zu seinem Rechte kommen werde. Aber Herr von Kügeln war brauchbar. Er hatte Verständnis für den Scheck, er hatte auch Verständnis für Bilder, die mit einer so hohen Summe bezahlt wurden. Staffelseiger mußte seine Bilder der Reihe nach aufstellen und erläutern, und Herr von Kügeln fand sie — äußerst, nein wirklich ganz ungemein — eh, und verriet, daß er auch Künstlerblut in seinen Adern habe, daß er früher auch gemalt, aber sich leider diesen Rettungsanker bodenlos verschert habe.

Pogge schenkte unermüdetlich Bowle ein und nahm die Lobspprüche über die Bowle, die er übrigens gar nicht gemacht hatte, mit gebührendem Selbstbewußtsein entgegen und sagte: Pardon, meine Herrschaften, bei Kleinigkeiten immer nobel. Und Schwechting improvisierte mit Hilfe von Tantschen ein kleines Abendessen, denn die Gäste äußerten kein Verlangen, sich zu empfehlen. Und so blieb man bis spät Abends beieinander, und beim Nachhausegehn hängte sich Eva an den Arm des Doktors und sagte: Heinz, so froh bin ich mein Lebtag noch nicht gewesen. —

Warum? Ja, wenn sie das hätte sagen können! Nach dem Grunde zu fragen, weswegen man sich freut, ist gar nicht nötig, es vermindert das volle Glück.

Auf diese frohen Feste folgten Zeiten strenger Arbeit und ernster Erwägungen. Herr von Bodenpois wollte möglichst bald heiraten — gleich hier in Tapniken — und dann mit seiner jungen Frau und Wolf in seine Heimat reisen. Auch Tantchen hätte er am liebsten gleich mitgenommen. Aber Tantchen erklärte, das ginge vorderhand nicht an, sie könne hier noch nicht abkommen. Und so blieb sie also in Tapniken. Aber der Herr Kandidat war sehr damit einverstanden, seine Lehrtätigkeit abzubrechen, denn es hatte sich ihm die Aussicht auf eine Pfarrstelle eröffnet. Nur, was sollte aus dem preussischen Schloßchen werden? Herr von Bodenpois dachte nicht daran, sich mit der Verwaltung dieses Gutes zu beladen. Er hätte es am liebsten verkauft. Aber an wen? Und wie teuer? Es war doch Wolfs Erbe und durfte nicht verschleudert werden. Und der Doktor hatte ja auch nicht die Absicht, dauernd da zu bleiben. Er konnte zufrieden sein, wenn sich hier die Verhältnisse in Frieden und Ordnung lösten, und wenn er seine Hypothek zurückziehen konnte. Auch wäre es eine peinliche Sache gewesen, wenn er ein Kaufangebot gemacht hätte, das dem wirklichen Werte des Gutes entsprach, das aber nicht so hoch ausgefallen wäre, wie vielleicht Mary geglaubt hätte.

Und so war es dem Doktor am liebsten, wenn die Lage dieselbe blieb, wie sie war. Er hatte es unternommen, das Gut, das allerdings am Rande des Untergangs gestanden hatte, zu retten und wirtschaftlich sicher zu stellen, und konnte hoffen, daß es ihm jezt, wenn er nicht mehr mit der Feindschaft Croppoffs zu ringen hatte, gelingen könnte; er wollte nicht gern ein unvollendetes Werk aus der Hand geben. Er wollte die schwebenden Prozesse beenden und den Weg durch die Pempeler Heide, der eine Lebensfrage für das Gut bedeutete, sichern. Dazu kam, daß Eva durch ihren Vater in Tapniken festgehalten wurde, und daß eine bessere Lösung gar nicht gefunden werden konnte, als daß Eva zunächst, und besonders in der Zeit, wo es auf dem Amte zu Ende ging, eine Heimat in dem preussischen Schloßchen fand. Später konnte man ja immer noch tun, was man wollte.

Ja später!

Inzwischen waren alle Formalitäten erledigt, die für die Trauung Marys nötig waren. Es kam der Tag, wo Tantchen sich selbst übertraf, wo der Herr Pastor in der Kirche zu Tapniken eine ernste und eindringliche Traureden hielt, und wo man dem neugetrauten Paare das Geleit über die Landungsbrücke zum Dampfer gab. Des Amtshauptmanns Nero fehlte nicht und beantwortete die Abschiedsgrüße Marys und Wolfs, die sie vom Schiffe aus herüberwinkten, mit lebhaftem Schwanzwedeln. Zuletzt kam noch im Zustande gänzlicher Verwirrung und gefolgt von Burpel und Petereit, die einen wirren Haufen von Taschen und Malgeräten schleppten, Staffelfteiger an. Es war eben noch Zeit, ihn und sein Gepäck auf das Boot zu werfen, da setzte sich das Dampfschiff auch schon in Bewegung. Noch ein Gruß mit den Tüchern, und ein unsichtbarer Vorhang senkte sich über einen inhaltreichen Akt des Lebensdramas aller Beteiligten.

Darauf kehrte der Zug unsrer Freunde, die den Abreisenden Geleit gegeben hatten, zum Lande zurück. Tantchen und Schwechting waren hinter den andern zurückgeblieben. Schwechting war in großer innerer Bewegung. Staffelfteiger war er glücklich los, Bogge blieb nicht ewig, und dann war er Herr von Mopswende und konnte daran denken, einen Plan auszuführen, der ihn seit lange Tag und Nacht beschäftigte. Und wann hätte er wohl bessere Gelegenheiten gehabt als jezt, das auszusprechen, was sein Herz bewegte? Tantchen konnte nicht entfliehen. Rechts Wasser, links Wasser, hinten Wasser, und den Weg zum Lande versperrte er mit seiner Liebe. Durfte er es wagen? — Er wagte es aber doch noch nicht, und der Weg bis zum Lande wurde sichtlich kürzer. Da erinnerte er sich an Bogges Ausspruch: Entweder konsequent oder inkonsequent, nur nicht schwanken. Dieser Weisheitssatz gab ihm Mut, und er begann mit tiefem Aufseufzen: Tantchen!

Was denn, Herr Schwächting?

Tantchen, Sie waren schon einmal Herrin von Mopswende, seien Sie es für immer!

Aber Herr Schwächting! sagte Tantchen errötend. Als sie jetzt versuchte, an ihrem Verehrer vorüberzukommen und Anschluß bei denen zu gewinnen, die vorausgingen, trat ihr Schwächting entschlossen entgegen und sagte: Tantchen, ich kann hier auf dieser Hühnersteige keinen Fußfall tun, aber das müssen Sie hören, was Sie schon wissen, daß mein Herz Ihnen gehört, und daß Sie mir den größten Gefallen täten, wenn Sie mich heirateten.

Aber mein Gott, Schwächting, antwortete Tantchen ganz verzweifelt, was verlangen Sie von mir? Sie wissen doch, daß ich zum Heiraten keine Minute Zeit habe.

Zawohl, das weiß ich, sagte Schwächting nicht ohne Bitterkeit. Für jedermann haben Sie Zeit, für die Ruhmägde und die alte Hanne, und für Gropppoff, und für jeden, der etwas von Ihnen will, haben Sie Zeit, aber für Ihre Freunde und für die, die Sie lieben, haben Sie keine Zeit.

Aber ich kann doch nicht anders, sagte Tantchen, indem ihr die Tränen in die Augen traten.

O ja, Sie können anders, wenn Sie nur wollen. Wer zwingt Sie denn diesen Gropppoff, diesen „Überkrüppel,“ zu pflegen, als wenn er ein Heiliger wäre?

Ach Schwächting, sagte Tantchen, der arme Mensch hat ja niemand auf der Welt, der ihm in seinem Unglück beistünde, nicht einmal seine Tochter, die jetzt dem Doktor gehört. Schwächting, Sie sind ein guter Mensch, und ich schätze Sie hoch, aber — jetzt kommt es, sagte Schwächting zu sich —, aber Sie müssen doch selbst einsehen, daß ich mich von meinen Verpflichtungen nicht losmachen kann. Ich kann nicht, ich kann nicht.

Aber wenn dieser Gropppoff, was ich hoffe, bald abgesehelt ist — dann, Tantchen, kann ich wiederkommen?

Schwächting, Sie sind ein schrecklicher Mensch, sagte Tantchen, aber sie sagte nicht nein. Damit erzwang sie sich freien Weg und eilte dem Doktor und Eva nach.

Als Schwächting das Ufer erreicht hatte, kam ihm eine ganz in Weiß gekleidete Gestalt entgegen. Von weitem sah sie aus wie ein junges Mädchen, in der Nähe besehen verschwand die Jugend, und es kam etwas zutage, was man ein altes Weib hätte nennen können, wenn man so unhöflich gewesen wäre, so zu reden. Die weiße Dame eilte in großen Schritten auf Schwächting zu, ergriff ihn am Arm und rief atemlos: Wo ist er? wo ist Staffelsteiger?

Schwächting besann sich, wer die Dame in Weiß sein möchte, dann kam ihm die Erinnerung, und er sagte zu sich: Hoppewahre, der Kunstdrache!

Der Kunstdrache fuhr fort, ihn am Arme zu schütteln. Schwächting aber nahm seinen Hut ab, verbeugte sich tief und sagte: Der Lord läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach Frankreich.

Was ist er? fragte die Dame.

Abgedampft, antwortete Schwächting, indem er auf die schwarze Rauchwolke wies, die das abfahrende Schiff zurückgelassen hatte.

Die Dame nahm eine sehr majestätische Haltung an,kehrte ihm den Rücken und eilte davon.

Nach einiger Zeit kam ein Brief aus Bernauken an, worin Schwächting gebeten wurde, zu Baron Bordeaux zu kommen, dem es schlecht gehe, und der dringend verlange, ihn zu sehen. Ehe noch Schwächting Zeit gehabt hatte, darauf zu antworten, hielt am frühen Morgen der gelbe Landauer vor Mopswende, und der Kutscher überreichte Schwächting einen Brief, worin der Inspektor mitteilte, es gehe mit dem gnädigen Herrn zu Ende, und Herr Schwächting möchte sich doch des Wagens bedienen. Schwächting zögerte nicht, sich zurecht zu machen und einzusteigen.

Er fand das Schloß in Bernauken noch vernachlässigter und unfreundlicher als im letzten Winter. Alle Türen standen offen, und die Mägde und Johann

machten Mienen, aus denen man mit einiger Sicherheit auf ein böses Gewissen schließen konnte. Baron Bordeaux lag in seinem großen geschnitzten Bett und sah kläglich aus, schwammig und bleich, und sein Starostenbart hing müde herab und zeigte weiße Fäden. Emma führte Schwechting in das Krankenzimmer und drückte, um den Ernst der Lage zu markieren, die Schürzenzipfel vor die Augen.

Baron Bordeaux drehte sich schwerfällig herum, drohte mit der Faust und rief mit einer Stimme, die nichts mehr von ihrem frühern Glanze hatte: Emma, Sie Kamel, heulen Sie nicht. Denn ihr heult doch bloß darum, daß die Mauserei hier bald ein Ende haben wird. — Dann streckte er Schwechting die Hand entgegen und sagte: Ich danke Ihnen, Schwechting, daß Sie gekommen sind, um einem alten Kameraden das Sterben zu erleichtern.

Aber bester Baron, erwiderte Schwechting, reden Sie nicht vom Sterben. Soweit sind wir denn doch noch nicht.

Ja, soweit sind wir, sagte der Baron, mühsam atmend. Sehen Sie, soweit steht das Wasser schon, und wenn es noch zwei Zoll höher kommt, dann heißt es: Trallaram. Sagen Sie mal, ist das nicht ein hartes Geschick für einen, der sein Lebtag kein Wasser hat leiden können, daß er zuletzt innerlich im Wasser versinken muß?

Schwechting wandte ein, daß es doch Ärzte in der Welt gebe, und daß der Mensch an der Wassersucht nicht gleich sterben müsse, und so kam man ins Gespräch. Baron Bordeaux suchte zu scherzen, aber es war nur ein trüber Humor, den er herausbrachte. Und man konnte merken, daß ihn etwas quäle, während er hastig von einem Gegenstande zum andern sprang.

Herr Baron, sagte Schwechting, Sie haben mich kommen lassen, womit kann ich Ihnen dienen?

Ja, lieber Schwechting, antwortete Baron Bordeaux, ich habe etwas auf der Seele, und Sie können mir einen großen Gefallen tun. Sehen Sie hier die beiden Hypothekenbriefe. Ich habe sie gekauft und auch gekündigt zu der Zeit, wo ich wußte, daß Doktor Ramborn in Verlegenheit war. Es war ein schofler Streich, und ich habe es auch nicht tun wollen, aber Gropppoff hat mich dazu gezwungen. — Schon wieder einer, dachte Schwechting, der sich von Gropppoff hat zwingen lassen. — Das drückt mich, das muß ich los sein, das läßt mich nicht in Frieden sterben. Zum Fenster hinauswerfen, das nützt nichts, und auch nicht, wenn ich die Kapitalken an eine Wohltätigkeitsanstalt verschenke. Kein anderer als Ramborn muß das Geld, das ich schoflerweise gegen ihn angelegt habe, erhalten. Gehn Sie zu ihm, grüßen Sie ihn von mir und geben Sie ihm die beiden Hypotheken.

Schwechting faltete die Dokumente auseinander und sagte: Baron, es ist ein fürstliches Geschenk. Solche Summen verschenkt man nicht, höchstens vermacht man sie.

Darauf kann ich nicht warten, antwortete Baron Bordeaux unruhig. Ich will das schlechte Konto abgeschlossen haben, wenn — wenn —

Und dann, fuhr Schwechting fort, weiß ich nicht, ob der Doktor das Geschenk annimmt.

Das wäre der Teufel! Aber Sie haben Recht. Ramborn ist stolz. Er wird sagen: Wie kommt der Baron Bordeaux dazu, mir Geld schenken zu wollen?

Schenken Sie es doch Fräulein Eva.

Wenn ich das dürfte! rief der Baron, und sein Gesicht verklärte sich. Ich habe wohl daran gedacht, habe es aber nicht gewagt. Ja, Eva! für sie war es ja bestimmt, und sie solls haben. Und meinen Sie, daß sie einem armen verlorenen Kerl wie mir die Liebe tut, es zu nehmen?

Wir müssen es versuchen, sagte Schwechting.

Ja, wir müssen es versuchen.

Er klingelte, klingelte hastig zum zweitenmal, ließ den Inspektor, der zugleich Amtsvorsteher war, kommen und diktierte ihm eine formgerechte Schenkungsurkunde. Währenddessen aß Schwechting ein paar Bissen, und dann übernahm er die Ur-

kunden und versprach, sobald Eva Ja gesagt hätte, zu telegraphieren. Baron Bordeaux sank, als er die Hand zum Abschied gegeben hatte, ermattet zurück, und Schwechting erkannte, daß der Kranke schwerer krank sei, als er angenommen hatte, und daß er nicht mehr lange zu leben habe. Dann bat er sich einen leichten Jagdwagen aus und fuhr zurück, was die Pferde laufen konnten.

Er kam bei guter Zeit, das heißt gegen Abend in Tapnicken an und begab sich sogleich aufs Amt. Eva saß auf der Bank am Laternenhäuschen und sah über die See hinweg in die Ferne. Sie hatte gar nichts Wallürenhaftes mehr, sie hatte Frieden geschlossen. Sie überdachte ihr Leben und war mit einer tiefen Dankbarkeit erfüllt. Und damit war eine neue besondere Schönheit über sie ausgegossen.

Schwechting grüßte, setzte sich neben sie und sagte: Prinzesschen, Sie können ein gutes Werk tun.

Was denn, Onkel Schwechting?

Sie können einem Menschen, der bei allen seinen Schwächen doch ein guter Kerl und nobler Charakter war, das Sterben erleichtern.

Eva verstand, wer gemeint war, und sagte mitleidig: Dem Baron? Was kann ich denn für ihn tun? Soll ich ihn auffuchen?

Nein, Prinzesschen, Sie sollen nur annehmen, was er Ihnen schenkt. Damit legte Schwechting die Dokumente auf die Bank zwischen sich und Eva.

Eva war blaß geworden und entgegnete: Das ist das Geld, um das mich mein Vater an ihn verkauft hat.

Nein, Fräulein Eva, erwiderte Schwechting, Ihr Vater hat Sie nicht verkauft, und Baron Bordeaux hat Sie auch nicht kaufen wollen. Das Geld war für Sie bestimmt. Sie sollten Herrin des preussischen Schloßchens werden. Der Plan war nun freilich nicht schön, und das möchte der Baron wieder gut machen, indem er Ihnen das Kapital schenkt.

Eva sah mißtrauisch auf die Dokumente, die neben ihr lagen, und rückte von ihnen weg.

Es ist herrenloses Gut, sagte Schwechting, nehmen Sie es. Und außerdem erwerben Sie sich einen Gotteslohn, indem Sie einem armen Kerl, wie dem Baron, den letzten Wunsch erfüllen.

Eva konnte sich noch immer nicht entschließen, Ja zu sagen.

Wir wollen Tantchen fragen, sagte Schwechting.

Ja, wir wollen Tantchen fragen, antwortete Eva.

Und was sie sagt, das tun Sie dann auch.

Ja, das tue ich, sagte Eva aufatmend.

Tantchen war noch bei Groppoff. Man trat ins Haus und rief sie in Evas Zimmer. Schwechting trug den Fall vor, der zur Entscheidung stand, aber Tantchen verstand nicht sogleich, um was es sich handle. Sie blieb mit ihren Gedanken bei des Barons Krankheit hängen und beklagte das traurige Ende eines so guten und im Grunde auch edeln Menschen.

Aber die Frage ist, sagte Schwechting, ob sich Eva von dem Baron etwas, sagen wir, etwas Großes schenken lassen darf.

Warum nicht? erwiderte Tantchen. Wenn das Geschenk aus gutem Herzen kommt, wenn es niemand anders schädigt, wenn es zu nichts Unehrenhaftem verpflichtet, warum nicht? Eva, Goldkind, man muß auch das können. Man muß sich auch etwas schenken lassen können. Geben ist jeltiger denn nehmen. Vielleicht ist's auch leichter. Aber auch das Schwerere muß ein guter Mensch können. Danken können ist die Kunst eines edeln Herzens. Der leidige Stolz fühlt sich durch die Gabe erniedrigt und verschmäh't lieber das Geschenk, als daß er sich durch danken demütige. Man muß die Kunst lernen, eine herzliche Gabe herzlich anzunehmen. Und wenn es zwei Hypotheken wären!

Tantchen, sagte Eva, Sie predigen wie der Herr Pastor.

Aber sie hat Recht, rief Schwechting begeistert.

Gut, sagte Eva, für Heinz und um des preußischen Schließchens willen will ich das Geschenk annehmen.

Nein, Eva, erwiderte Tantchen, um des armen Barons und um seiner Liebe zu dir und um seines guten Herzens willen sage Ja.

Eva kämpfte in ihrem Innern eine widerstrebende Regung nieder und sagte leise: Ja, Tantchen, ich will.

Sogleich setzte Schwächting seinen Hut auf, eilte, fast ohne Abschied zu nehmen, auf die Post und telegraphierte: Sie will. Tantchen streichelte Eva die Wange und sagte: Kind, schreibe ihm morgen ein paar herzliche Worte. Darauf begab sie sich zu Gropppoff.

Gropppoff saß in seinem Lehnstuhl, ein Schatten von dem, was er früher gewesen war. Er vegetierte, er lebte kaum noch. Gropppoff suchte Tantchen mit den Augen, als sie eintrat, sagte aber kein Wort. Und Tantchen sprach ihm langsam und deutlich ins Ohr: Baron Bordeaux hat Eva die beiden Hypotheken geschenkt. Sie wissen schon, welche. Und Eva hat sie angenommen.

Gropppoff antwortete nicht, aber er faltete die Hände, und seine ungelähmte Gesichtshälfte ließ erkennen, daß seine Seele tief bewegt war.

Das war etwas von dem „Später,“ das die Lage durchaus änderte, und das es dem Doktor erschwerte zu sagen: So, Eva, nun wollen wir den Staub von den Füßen schütteln und davon ziehn.

Nach einiger Zeit hatte der Herr Pastor auf dem preußischen Schließchens zu tun. Es handelte sich um die Vorbereitung der Hochzeit des Doktors und Evas, die aus naheliegenden Gründen möglichst beschleunigt werden sollte. Der Doktor brachte den Herrn Pastor durchs Dorf zu seinem Boote. Man sprach von mancherlei und auch von dem Herrn Kandidaten und belustigte sich darüber, daß dieser Gottesmann noch beim Abschiede beim Doktor Bekehrungsversuche gemacht und mit dem jüngsten Gerichte gedroht hatte.

Wie kommt es, sagte der Doktor, daß Sie das bei mir nicht versuchen? Sie haben doch Herrn von Bodenpois in der Trauredede ernstlich ins Gewissen geredet, und es ist doch eigentlich Ihr Beruf, die Menschen zu Ihrem Glauben zu bekehren.

Lieber Doktor, erwiderte der Pastor, man muß als verständiger Gärtner nicht eine Pflanze behandeln wie die andre. Manches Samenkorn keimt leicht, und manches schwer. Daran herum pokern hilft nichts. Man muß seine Zeit abwarten.

Und so warten Sie Ihre Zeit ab?

Ja. — Sie gingen eine Strecke schweigend nebeneinander. Ich habe mir erzählen lassen, nahm der Pastor die Unterhaltung wieder auf, daß Sie mit den Fischern auf dem Eise gebetet haben. Ich kann Ihnen sagen, daß mich selten etwas so gefreut hat wie das. Haben Sie seitdem einmal wieder die Hände gefaltet?

Der Doktor sah den Pastor erstaunt an, als wollte er sagen: Wozu denn? ich bin ja seitdem nicht wieder auf der Eisscholle gewesen.

Verstehn Sie mich recht, sagte der Pastor. Beten ist nicht ein Zaubermittel, durch das wir in die Machtphäre Gottes einbrechen. Beten ist das Bekenntnis des Glaubens an einen lebendigen Gott, es ist ein Wort des Vertrauens, eine demütige kindliche Bitte, an den gerichtet, der alles am besten weiß und kann. Meinen Sie nicht, daß ein Mensch, der durch die Erfahrung seines Lebens gelernt hat, erfundene Bücherweisheit als das anzusehen, was sie ist, nämlich als papierne Weisheit, und der zu dem Schlusse gekommen ist: ohne einen Gott gehts doch nicht, seine Freude und seinen Trost daran haben müsse, im Gebet einen solchen Glauben zu bekennen? Aber ich fordere Sie nicht auf, das äußerlich zu zeigen, was Sie innerlich noch nicht geworden sind. Ich gebe Ihnen Zeit.

Der Doktor antwortete nachdenklich: Ja, lassen Sie mir Zeit.

